

(Nachdruck verboten.)

15]

Pelle der Eroberer.

Der große Kampf.

Roman von Martin Andersen Meezö.

„Das ist nichts für mich, das paßt nur für die an Land,“ sagte Per Kosod. „Denn siehst Du, die sind ja wie die kleinen Kämmen, die man ins Ohr klemmen muß, und dann stellt es sich in den Nächten wieder ein, wenn man allein die Hundewache geht: der hast du was vorgelogen, hast ihr versprochen, wiederzukommen, wenn sie Dir ihr Mieder lösen wollte, am Ende sitzt sie nun da und soll ein Kind haben. Das taugt nichts! Ein Seemann soll sich an die unartigen Dirnen halten.“

„Weiber können auch falsch sein,“ sagte Pelle.

„So? Wirklich? Ich hätte sonst eigentlich nicht geglaubt, daß man unschuldigen Wesen einen Zutritt geben könne, aber Du erdrosselst am Ende auch kleine Kinder. Na, die kommen und fressen einem für ein gutes Wort aus der Hand, das tun sie, und dann haben wir die Versicherung. Kannst Du Dich noch auf Seulpeter besinnen?“

„Ja, jetzt, da Du es selbst sagst, besinne ich mich noch ganz gut.“

„Na, sein Vater war auch Seemann und hat es auch gerade so gemacht, und sie war auch so ein Mädchen, das nicht nein sagen konnte, sondern glaubte, was die Mannsleute ihr einredeten. Er wollt ja wiederkommen, natürlich. Wenn Du die Bodenlufe knarren hörst, dann hast Du mich,“ sagte er. Aber die Bodenlufe knarrte ein paarmal, und er kam nicht. Da hängte sie sich mit einem Strick an der Luke auf. Seulpeter fiel der Gemeinde zur Last. Und Du weißt ja, wie sie ihn alle höhnten. Selbst die Deerns glaubten, daß sie ein Recht hätten, ihn zu spucken. Er konnte ja nichts weiter als heulen. Seine Mutter hatte so viel geweint, ehe er geboren wurde, verstehst Du? Ja, und dann hängte er sich auf. Er versuchte es zweimal, das hat er geerbt. Sein Schicksal wurde noch schlimmer; jeder machte sich eine Ehre daraus, ihn schlecht zu behandeln und nach dem Streifen an seinem Hals zu fragen. Ja, Du nicht, Du warst der einzige, der die Hand über ihn hielt. Darum habe ich oft an Dich gedacht. Aus dem ist was geworden, sagte ich zu mir selbst. Gott mag wissen, wo er geblieben ist.“ Er sah Pelle mit ein Paar treuherzigen Augen an.

„Nein, das war Vater Lasse sein Verdienst,“ sagte Pelle mit einem ganz kindlichen Tonsfall. „Der sagte immer, ich müßte gut zu Dir sein, Du ständest in des lieben Gottes Hand.“

„Sagte er: in des lieben Gottes Hand?“ wiederholte Per Kosod sinnend. „Das war doch ein sonderbarer Ausdruck. Das Gefühl habe ich nun übrigens nie gehabt. Da war auch nichts auf der ganzen Welt, was mir damals behilflich gewesen wäre, mich aufrecht zu halten. Ich kann es selbst gar nicht verstehen, daß ich jetzt hier sitze und mit Dir schwache, daß sie mir nicht das Leben aus dem Körper gepeinigt haben, meine ich.“

„Ja, Du hast Dich sehr verändert. Wie ist es eigentlich gekommen, daß Du jetzt so schneidig bist?“

„Ach, so, wie ich jetzt bin, das ist wohl eigentlich meine Natur. Sie ist bloß aufgewacht, denke ich. Aber ich begreife nicht, was es damals eigentlich mit mir war. Ich wußte recht gut, daß ich Euch niederschlagen konnte, wenn ich bloß wollte. Aber ich wagte nicht zuzuhauen, aus lauter Jammer. Ich sah so viel, was ihr andern nicht sehen konntet. Teufel auch, da ist nicht klug draus zu werden! Es ist wohl das schreckliche Herzleid meiner Mutter gewesen, das mir noch im Fleisch saß. Die Angst konnte so über mich kommen, ganz sinnlos, so daß ich brüllen mußte; und dann prügelten mich die Bauern. Jedesmal, wenn ich versuchte, mich um das Ganze wegzudrücken, indem ich mich erhängte, prügelten sie mich auch. Es war im Gemeinderat beschlossen, daß ich Prügel haben sollte. Und darum will ich ja auch nicht, Pelle! Ein Seemann, der soll sich an die Frauenzimmer halten, die Bezahlung dafür kriegen, wenn sie sich seiner annehmen, das

heißt, wenn er sich nicht verheiraten kann. Da hast Du meine Ansicht.“

„Du hast viel Schlimmes erlitten,“ sagte Pelle und nahm seine Hand. „Es ist ja eine förmliche Verwandlung mit Dir vorgegangen.“

„Verwandlung? hm, ja, das kannst Du wohl sagen! Einen Augenblick Seulpeter und den nächsten der stärkste Mann an Bord. Da hast Du das Ganze. Denn siehst Du, es war ja auf See natürlich dasselbe; selbst der Schiffsjunge fühlte sich verpflichtet, mir einen Zutritt an die Beine zu versetzen, wenn er vorüberging. Jeder, der Schelte oder Haue kriegte, ließ es gleich an mich weitergehen. So war ich denn auf eine amerikanische Bark gekommen, da war ein Neger an Bord, den sie alle hunzten; er kroch vor ihnen, aber Du kannst Gift drauf nehmen, er haßte sie alle aus dem Weissen seiner Teufelsaugen heraus. Aber mich, der ihn menschlich behandelte, schikanierte er, machte sich nicht die Bohne draus, daß ich weiß war. Selbst ihm wagte ich nicht eine zu langen. Mir saß ja dieser weiche Klumpen über dem Zwerchfell. Aber einmal wurde mir die Sache doch über, oder das Totgeborene in mir war verbraucht. Ich zielt' ein bißchen mit dem einen Arm nach ihm hin, so daß er umfiel. Das war eigentlich ein ulkiges Erlebnis. Es war, sagen wir mal, wie ein Märchen: wo die Kröte plötzlich zu einem Menschen wird. Ich faßt' gleich zu und droßch ihn halb zu Schanden. Und da ich nun doch einmal dabei war, dacht ich, es wär' am besten, gleich reinen Tisch zu machen. Denn siehst Du, da ging ich nach achtern und droßch die ganze Gesellschaft von Anfang bis zu Ende durch. Es war übrigens ein großartiger Augenblick, solche Menge Wut, die im Körper war und raus wollte.“

Pelle lachte. „Ein Glück, daß ich Dich von früher her kannte, sonst hättest Du aus mir am Ende auch noch Hackfleisch gemacht.“

„Na, Kamerad, das war ja nur 'n kleiner Zug. Man wird so guter Laune, wenn man wieder an Land kommt. Denn da draußen heißt es: prügelst Du die andern nicht, dann prügeln sie Dich. All right! sage ich, aber gegen die Frauenzimmer soll man gut sein. Das hab' ich dem Allen an Bord auch gesagt; der ist ein Staatskerl, aber ein Schweinehund, wo es sich um Frauen handelt. Da ist auch nicht e i n Hafer, wo er nicht eine Liebchaft hat. Im Süden und an der amerikanischen Küste. Es ist oft rein doll. Dann muß ich mit und aufpassen, daß er keinen Dolch zwischen die Rippen kriegt. „Per,“ sagt er, „heut abend wollen wir beide mal auf 'n Bummel gehn.“ „All right, Kap'tän,“ sage ich dann. „Aber es ist ein Jammer um alle die Weiber.“ „Salt's Maul, Per, die meisten sind ja verheiratet.“ Er ist übrigens von uns zu Hause, aus einer kleinen Hütte oben in der Heide.“

„Wie heißt er denn?“ fragte Pelle interessiert.

„Albert Carlsen.“

„Nanu, dann ist er ja Oheim Kalles Aeltester und gewissermaßen mein Vetter, das heißt Kalle selbst ist nicht sein Vater. Die Frau hat ihn mit in die Ehe gebracht. Er ist von dem Stengaardener Herrn.“

„So — dann ist er ja ein Kongstrop!“ rief Per Kosod aus und lachte laut. „Das kann auch stimmen!“

Pelle bezahlte, und sie schickten sich an zu gehen. Die beiden Mädchen standen noch am Baum. Per Kosod ging auf die eine zu, als sei sie ein Vogel, der ihm entflüpfen könne. Plötzlich faßte er sie um die Taille, sie entzog sich langsam seinem Griffe und lächelte seiner großen, blonden Gestalt zu. Er umfaßte sie nochmals, und nun stand sie still, die Brust noch im Kopf, den sie lachend halb abwandte. Er sah sie tief an, dann ließ er sie los und folgte Pelle.

„Was kann das nützen, Pelle? Wenn ich ihre Lage schon jetzt hören kann. Dann sollte man doch wohl gewarnt sein,“ sagte er mit verzweifelnem Tonsfall. „Aber zum Teufel auch, wozu muß der eigentlich so viel Mitleid in der Brust haben, denn sie selbst so arg mitgespielt haben, und die anderen, die haben kein Mitleid. Hast Du gesehen, wie sanft ihre Augen waren? Wenn ich Geld hätte, ich heiratete sie vom Fleck weg.“

„Vielleicht will sie Dich gar nicht,“ erwiderte Pelle. „Auf die Mädchen versteh sich mal einer.“

Draußen in der Allee gingen einige Männer und riefen; sie suchten nach ihren Mädchen, die ihnen wegelaufen waren.

Einer von ihnen kam auf sie zu, er hatte eine Studentenmütze auf. „Die Herren haben unsen: Damen wohl nicht gesehen?“ sagte er. „Nun haben wir den ganzen Abend mit ihnen da-geessen und sie traktiert, da sagten sie, sie müssen bloß mal an einen gewissen Ort, und weg sind sie.“ Sie gingen an den Hafen hinab. „Kannst Du nicht mit an Bord kommen und den Alten begrüßen?“ sagte Per Kosod. „Aber er ist heute abend wohl an Land. Ich habe ihn gegen Feierabend von Bord gehen sehen, zur Frauenzimmerjagd aufgetafelt.“

„Ich kenne ihn ja gar nicht,“ sagte Belle, „er war ja schon zur See, als ich noch ein kleiner Junge war. Und nun will ich übrigens nach Hause und schlafen. Ich fange des Morgens früh an.“ Sie standen am Kai und nahmen Abschied. Per Kosod versprach, bei Belle vorzusprechen, wenn er wieder in den Hafen käme.

Während sie noch redeten, rasselte die Tür zu der Achterkajüte. Seulpter zog Belle hinter einen Kohlenhaufen. Ein kräftiger, härtiger Mann kam heraus und führte eine junge Frau an der Hand. Sie ging schwerfällig und schien zu widerstreben. Er setzte sie förmlich an Land, kehrte dann in die Kajüte zurück und schloß zu. Die junge Frau blieb ein wenig stehen. Es kam eine leise Klage über ihre Lippen. Sie streckte den Arm sehend nach der Kajüte aus. Dann schwanfte sie betäubt dahin, am Kai entlang. „Das war der Alte,“ flüsterte Per Kosod. „So behandelt er sie alle, und sie wollen doch nicht von ihm lassen.“ Belle konnte kein Wort hervorbringen; er stand da zusammengekauert, niedergedrückt von etwas entsetzlich Schmerem. Plötzlich nahm er sich zusammen, drückte dem Kameraden die Hand und entfernte sich zwischen den Kohlenhaufen.

Nach einer Weile wandte er sich um und folgte in einiger Entfernung dem jungen Mädchen, das nachtwandlerhaft am Kai entlang schwanfte und über die lange Brücke ging. Er fürchtete, daß sie sich ins Wasser stürzen könne, so wunderbar ging sie.

Auf der Brücke blieb sie stehen und starrte nach dem Schiff hinüber mit einem versteinerten Ausdruck. Belle stand still; es fror ihn bei dem Gedanken, daß sie ihn erblicken könne. Er würde es nicht ertragen können, jetzt mit ihr zu reden, geschweige denn ihr in die Augen zu sehen.

Aber dann ging sie weiter. Ihr Gang war aufgelöst, von hinten glich sie einem dieser schiffbrüchigen, ältlichen Frauenzimmer aus der „Arche“, die in ausgetretenen Männerstüben an den Häuserreihen entlang lauschten und immer eine wunderliche Vergangenheit hatten. „Großer Gott,“ dachte Belle, „ist ihr Traum schon aus? Großer Gott!“

In einiger Entfernung folgte er ihr durch die Kleine Gasse. Erst als er wußte, daß sie oben in ihrer Wohnung sein mußte, ging er durch den Tonnengang.

(Fortsetzung folgt.)

Liebe und Ehe bei den Papuas.

Von G. Singer.

Nennt man bei uns die Papuas, den Hauptbestandteil der Bevölkerung Neuguineas, so pflegt man damit die Vorstellung von einem nicht nur höchst „wildem“, sondern vor allem auch ganz primitiven, geistig höchst beschränkten Volke zu verbinden. Diese Vorstellung ist aber durchaus irrig; der Papua ist geistig gar nicht dürftig ausgestattet, was z. B. daraus hervorgeht, daß die Kinder durchschnittlich in einem Jahre schreiben und lesen lernen.

Ueber das Liebes- und Eheleben der Papuas in Kaiser-Wilhelms-Land, dem deutschen Teil von Neuguinea, hat Professor R. Neuhauß in seinem jüngst erschienenen großen Werk „Deutsch-Neuguinea“ mancherlei Interessantes mitgeteilt. Wie es meistens bei den Wildvölkern der Fall ist, so wird auch hier die Frau gekauft, aber nicht von deren Eltern, sondern von der ganzen Verwandtschaft, in erster Linie von den Brüdern der Mutter. Diese Sitte erklärt sich aus folgender Anschauung: Nur die Mutter ist an der Existenz des Mädchens beteiligt, nicht der Ehemann; deshalb kommt nur der Mutter ein Verfügungsrecht über das Kind zu. Da indessen die Frau rechtlos ist, so geht dieses Recht auf deren Brüder über.

Indessen kann sich die Sitte des Kaufes keineswegs immer durchsetzen. Da sind z. B. zwei Kinder schon in früher Jugend von ihren Angehörigen für einander bestimmt, aber es stellen sich, wenn es zur Heirat kommen soll, bei dem einen Teil andere Wünsche ein: der junge Mann wünscht sich ein anderes Mädchen und wird mit diesem einig. Dann läuft wohl das verliebte Paar zum nächsten Anwerbschiff und segelt nach den Plantagen der Weisen. Und wenn es nach drei Jahren zurückkehrt, ist Gras über die Sache gewachsen, und man läßt das Ehepaar, das sich so

unvorschriftsmäßig gefunden hat, ungeschoren. Durch ein ähnliches Verfahren wird ja auch im zivilisierten Europa manchmal der elterliche Widerstand besiegt.

Das angeführte Beispiel zeigt, daß auch bei den Papuas eine herzliche Zuneigung zwischen den Liebenden bestehen kann. Andere Beweise dafür finden sich in den Sagen und Erzählungen, die darüber berichten, wie Liebespaare auch die größten Hindernisse, die sich ihrer Vereinigung entgegenstellten, schließlich siegreich überwinden. Häufig geben lediglich Neugierlichkeiten die Veranlassung dafür, daß ein Teil zum anderen sich hingezogen fühlt. So kommt es alltäglich vor, daß das Mädchen zum Jüngling in Liebe entbrennt, weil er hervorragend tanzen kann, während ein anderes Mädchen den ihr bestimmten Zukünftigen nicht leiden mag, weil er im Tanzen ein Stümper ist. Die jungen Männer sind sich dieser Tatsache wohl bewußt und verwenden große Sorgfalt auf ihre Ausbildung in der Tanzkunst; ja, nicht wenige unternehmen weite Reisen, um bei irgendeinem tanzberühmten Stamm Unterricht zu nehmen. Auch werden Zauberer angewandt, die die Beine beweglich machen sollen. Dabei ist aber zu erwähnen, daß die Geschlechter dort nicht, wie bei uns, miteinander tanzen, sondern für sich. Bei Kap König Wilhelm stellt der junge Mann dadurch seinen Heiratsantrag, daß er mit einem flachen bezierten Holze auf die Wangen der Auserwählten oder ihm vorher bestimmten Kopft. Nahe Verwandtschaft ist Ehehindernis. So dürfen gewöhnlich Geschwisterkinder einander nicht heiraten. Auf Tami ist sogar die Heirat zwischen Kindern von Vetter und Base verboten.

Vieliweiberei ist verhältnismäßig selten; denn auch in Neuguinea gehört ein großer Geldbeutel dazu, um sich mehrere Frauen anzuschaffen und unterhalten zu können. Da der Kaufpreis für eine Frau im allgemeinen recht hoch ist, so wird das Verbermögen des Mannes durch den Ankauf einer Gattin gewöhnlich erschöpft, und es können sich nur Häuptlinge und Zauberer mehr als eine Frau leisten. Nur dort, wo der Ueberschuß an Mädchen groß und der Kaufpreis deshalb geringer ist, findet man Vielweiberei häufiger. Wohlhabende Häuptlinge haben oft drei oder vier Frauen. Ein Bulawa-Häuptling brachte es sogar auf zehn Frauen, aber er hatte sie nicht alle gleichzeitig; „er warf die vorhandenen Frauen immer hinaus, wenn sie zu viel schimpften oder ihn gar zu arg prügelten.“ Da nahm er sich andere, und dabei kam jener Metord heraus.

Das Eheleben ist reich an Prügeleien, bei denen sowohl die männliche wie die weibliche der leidende Teil sein kann; aber es ist nicht schlechter, als bei anderen Völkern. Zum guten Anfange gehört es, daß der Mann sich niemals öffentlich mit seiner Frau zeigt und in Gegenwart anderer nicht die geringste Notiz von ihr nimmt. Das geht so weit, daß er bei der Heimkehr nach langer Abwesenheit die Frau zunächst gar nicht beachtet. Als die ersten weißen Ehepaare sich unter den Schwarzen Neuguineas niederließen und Arm in Arm durchs Dorf gingen, sich wohl auch gelegentlich einen zärtlichen Kuß gaben, erschien das den Schwarzen als der Gipfel aller Unmoral. „Man darf aber,“ sagt Neuhauß, „deshalb die Schwarzen nicht der Gefühlslosigkeit gegen ihre Frauen zeihen; öffentliche Zurückhaltung ist eben Landessitte, umgekehrt wie in Europa, wo Eheleute, die sich daheim prügeln, sich öffentlich küssen.“ „Eheirungen“ kommen häufig vor. Im Kai-Lande soll kein Mann irgendeinem Weibe im einsamen Walde begegnen können, ohne sich zu „irren“. Auf der Insel Tami, wo die Männer als große Handelsreisende oft monatelang vom Hause fortbleiben, hat jede Frau mehrere Liebhaber; die Männer wissen natürlich davon, geben sich aber gewöhnlich den Anschein, als merkten sie nichts. Kommt es freilich zu einer Ueberraschung, so kennt man mandymal auch keinen Spaß. Scheidungsgründe sind außer Ehebruch auch Pankereien, ja schlechtes Kochen, zumal, wenn es sich um eine Häuptlingsfrau handelt und insolge dessen die Gäste nicht standesgemäß bewirtet werden. Die Scheidung vollzieht sich ohne besondere Förmlichkeit; die Frau verläßt die Hütte, kehrt zu ihren Verwandten zurück, und der Kaufpreis wird zurückerstattet. Kinder verbleiben dem Vater, Säuglinge folgen der Mutter, aber nur so lange, als sie der Muttermilch bedürfen. Auffällig ist die Zurücksetzung der Frau nach dem Tode. Die Leiche des Mannes wird in einen Sarg gebettet, den man aus den Brettern des Hauses des Verstorbenen herstellt; für die weibliche Leiche gilt eine Matte ausreichend. Hat das neugeborene Kind ein Gebrechen, oder ist es ein Mädchen, während die Eltern auf einen Knaben rechneten, oder haben diese ihrer Meinung nach schon genug Kinder, so wird es erdrosselt oder in die nächste Grube geworfen. Von Zwillingen wird bei einzelnen Stämmen stets das eine Kind getötet. In der Landschaft Sissanu läßt man aber beide Kinder am Leben, und ist die Mutter zu schwächlich, sie zu ernähren, so gibt man eines an eine andere Familie. In manchen Gegenden schonnt man auch das Leben von Krüppeln, um sie später als Zauberer zu verwenden. Als eine besondere Gefühlsprobe ist nach Neuhauß die Beschränkung der Kinderzahl den Papuas nicht anzurechnen; sie ist eben eine uralte Sitte.

In einzelnen Stellen besteht der Brauch, die Junggesellen des Dorfes äußerlich deutlich erkennbar zu machen; sie tragen einen Gürtel aus Rotang, der weithin verrät, daß sein Besitzer „noch zu haben“ ist.

Von der Hyazinthe und ihrer Zwiebel.

Von C. Schenking.

Die demnächst zur Blüte kommende Hyazinthe wird in einfachen und gefüllten Arten — es sind deren beinahe 2000 — gezüchtet. Nicht unbekannt ist, daß die sogenannten gefüllten Blumen durch Kunstgriffe des Gärtners aus einfach-blühenden hervorgegangen sind, und zwar in der Weise, daß sich die Staubblätter dieser in Blumenblätter umwandeln, so daß die Blumenkrone oben „gefüllt“ wurde. Das ist bei der Hyazinthe nicht der Fall gewesen. Die gefüllte oder doppelte Hyazinthe verdankt ihre Entstehung dem Zufall dem Zitterlein des Herrn Peter Boerhelm, eines dereinst weitbekannten Blumisten in Harlem. Der gestrenge Herr hatte sich zur Pflicht gemacht, in seinem Garten jedwede Knospe, die in ihrem Bau von dem Typus der der Pflanze eigenen Knospe abwich, als illegitim zu entfernen. Zu seinem größten Leid stand diese Behandlung auch dem Blütenstand einer von ihm sorglich gepflegten Hyazinthe bevor. Da hielt ihn das Zitterlein acht Tage lang im Zimmer fest, so daß er seine Pflänzlinge nicht zu Gesicht bekam. Als dies endlich geschah, war er erstaunt über die herrliche Entfaltung jener Hyazinthenblüte, die seiner zerstörenden Hand entgangen war. Von seinem engherzigen Wahn, die Natur stets forrieren zu müssen, geheilt, ließ er von nun an seine Lieblinge sich frei entfalten und sah bald, wie sie im bunten Flor miteinander weiteiferten. Die Kunde von dem Blumentwunder hatte sich wie ein Lauffeuer durch das Land verbreitet. Von nah und fern strömten Hyazinthenzüchter und -Freunde herbei, den Rhönig zu sehen, möglicherweise zu erwerben. Es war nicht leicht, dem Andrang und der Nachfrage zu genügen. Die erste gefüllte Hyazinthe hatte Boerhelm „Mary“ getauft; sie aber wie zwei andere ihrer Art gingen ein. Eine bierte, die in seinem Hyazinthenflor erschien, taufte er „Kings of great Britain“. Diese wird in Holland noch heute als die Stammutter aller gefüllten Hyazinthen bezeichnet.

In Frankreich war die Hyazinthe einst ebenso bewundert und geschätzt wie in Holland. Die Gelehrten experimentierten mit ihr als „Wasserblume“, indem sie die Zwiebel auf eigens dazu hergestellten Gläser setzten, so daß die Wurzel sich in das Wasser hinabsenkte, während die Zwiebel oberhalb die vollendeten Blüten trieb. Sie erhielt dadurch einen poetischen Nimbus; man nannte sie den „über den Wassern schwebenden Geist“, der also der Stammvater unser Glas- und Wasserhyazinthen ist. 1787 legte der Marquis de Goussier der Königl. Agriculturngesellschaft zu Paris eine Hyazinthenzwiebel vor, die mit Vorbedacht verkehrt auf ein mit Wasser gefülltes Glas gesetzt war. In dieser Stellung hatte die Blume Blätter und Blütenstängel ins Wasser getrieben, aber der nach oben und außen liegende Zwiebelknospe, wie die abgeplattete Seite der Zwiebel genannt wird, hatte keine Wurzel geschlagen. Die Laubblätter hatten auch im Wasser ihre intensiv grüne Färbung angenommen, aber die Blüten, die blau sein sollten, waren weiß und entfärbt. Uebrigens lassen sich blaue Hyazinthen auch weiß färben, wenn sie der Einwirkung von Schwefelwasserstoff ausgesetzt werden; geschieht das in geschickter Weise, so ist es möglich, an ein und demselben Blütenstängel weiße und blaue Blüten zu haben.

Wie alle Zwiebelgewächse, vermehrt sich auch die Hyazinthe durch Bildung von Tochterzwiebeln, die sich an der Mutterzwiebel bilden, welcher wiederum durch die oberirdischen Teile Nahrung zugeführt wird. Der Berliner Botaniker Lindemuth machte nun vor verschiedenen Jahren die höchst merkwürdige Entdeckung, daß abgeschnittene Hyazinthenstängel, in Wasser gestellt, nach einiger Zeit an ihrem unteren Ende eigenartige Knötchen und Schwellungen gebildet haben, die sich allmählich zu veritablen Hyazinthenzwiebeln entwickeln. Da also die von dem Schaft getrennte Zwiebel nicht mehr imstande ist, Neubildungen zu produzieren, hilft sich die Natur insofern, als sie aus dem Schaft neue Zwiebeln entstehen läßt, um die Art zu erhalten. Der Forscher machte aber noch eine weitere nicht minder interessante Beobachtung. Er trennte von einer blühenden Hyazinthe die einzelnen Blütenknospen in der Weise ab, daß deren Stielchen stehen blieben, worauf er den Blütenstängel ins Wasser setzte. Nach einigen Tagen bemerkte er an Stelle der abgeschnittenen Blüten winzige Knöllchen, die sich bei genauer Untersuchung gleichfalls als arterhaltende Zwiebeln erwiesen. So hat die Natur unserer Pflanze also ganz merkwürdige Mittel verliehen, um im Falle der Not, wenn gar kein Ausweg mehr vorhanden ist, ihre Art doch zu erhalten. Erläuternd sei demnächst die Hyazinthe in ihrer Heimat (Klein- und Zentralasien) auf moosigem, quelligem Boden wächst.

Wie manche Primelarten an den Händen und im Gesicht von Personen, die viel mit ihnen zu schaffen haben, schmerzliche Entzündungen erzeugen, so können auch die Zwiebel der Hyazinthen Ausschläge hervorrufen. Lange Zeit glaubte man, daß die Ursache dieser krankhaften Erscheinung in einem in der Zwiebel enthaltenen flüchtigen Gifte liege. Dies konnte aber nicht nachgewiesen werden. Den Irrtum dieser Annahme nachzuweisen und die richtige Erklärung zu finden, gelang Dr. Morris vom Jodwall-Laboratorium in Keiv. Er entdeckte in den Zwiebelhäuten der Hyazinthe Ablagerungen von winzig kleinen, aber nadelspitzen Kristallen, die aus oxalsaurem Kalk bestehen. Diese Ablagerungen, die dem Gelehrten unter dem Namen Raphiden bekannt sind, dringen aus den feinsten, besonders aber

aus den trockenen Zwiebelhäuten in die Haut ein und rufen eben die Entzündungen hervor.

Wenn der Duft der Hyazinthe auch jedermann angenehm ist, so sind doch die Ausströmungen eines Hyazinthenblütenmeeres der Gesundheit schädlich. Dort ist es das Aroma, das angenehm wirkt, hier ist es die Narose, die betäubt. Und in Wirklichkeit hat auch die Hyazinthe in ihrer narotischen Eigenschaft bereits dem Verbrechen gedient, wie uns Mr. Sam in seinen Memoiren erzählt.

„Ich war,“ schreibt er, „eines Abends zu einem Ball in den Tuilerien geladen und stand neben dem berühmten Chemiker Dr. Lisfranc, mich mit ihm unterhaltend, als er plötzlich erblühte und schleunigst seinen Platz verließ. In der Verwirrung, es sei meinem Freunde nicht wohl, eilte ich ihm nach und fand ihn in der Salle de maréchaux. Er hatte sich soeben erholt, aber seine Stimme war noch erregt, als er mir sagte: „Ich sah soeben eine junge, reizende Frau mit ihrem zweiten Manne tanzen und bin jetzt überzeugt, daß sie ihren ersten Mann in verbrecherischer Weise getötet hat.“ Ich sah ihn erstaunt an und wußte nicht, ob Lisfranc, von einem Fieberparoxysmus ergriffen, im Delirium oder mit klarem Verstande zu mir redete. Er mochte diesen Zweifel in meinem Gesicht lesen, zog mich in eine Ecke des Saales, wo wir uns niederließen und erzählte mir folgendes:

„Die junge Frau, von der ich soeben sprach, heiratete vor zwei Jahren einen jungen Mann, der sehr reich und aus vornehmer Familie war. Die Sache machte damals so viel Aufsehen, weil sie vorher so gut wie verlobt mit ihrem jetzigen Manne gesagt wurde, der allerdings gänzlich unbemittelt war. Plötzlich wurde das Verhältniß gelöst und sie vermählte sich, wie es hieß, aus Liebe eben mit diesem reichen Baron v. B.

Da ich selbst mich für das schöne Mädchen interessierte, erkundigte ich mich nach ihrem Ergehen und hörte, daß der junge Herrmann sehr kränklich sei und sichtlich von Tag zu Tag mehr verfallend. Bald darauf erfuhr ich auch, daß er gestorben sei. Man hatte ihn eines Tages tot in seinem Schlafzimmer gefunden, das seine Frau mit einer Fülle stark duftender Hyazinthen auszumäulen die Gewohnheit hatte. Der narotische Ausfluß des Blütenduftes hatte den Mann unzweifelhaft getötet. Ich wurde gerufen, die Ursache seines Todes festzustellen. Dabei erinnerte ich mich sehr genau, daß ich einst in der Gegenwart dieser Frau von einem Vergiftungsfall durch Hyazinthen erzählt hatte, aber ich schauderte vor dem Gedanken einer solchen Absicht. Erst später erfuhr ich, daß sehr gravierende Dinge von ihr erzählt wurden, die sein Elend entschieden herbeigeführt hatten. Jetzt habe ich nicht den leisesten Zweifel, daß die gewissenlose Frau diesen Weg der Vernichtung ihres ersten Mannes wählte, um ihre Freiheit wieder zu gewinnen.“

Der Wasservorrat unserer Erde.

Die Trockenheit des letzten Sommers, deren üble Folgen noch lange nicht überwunden sind, hat naturgemäß das wissenschaftliche Interesse für die Fragen der Wasserökonomie unserer Erde wachgerufen. So treffen wir im letzten Vierteljahrsheft der „Deutschen Geographischen Blätter“ einen reichhaltigen Beitrag zu diesem Thema aus der Feder des Prof. W. Halbsaß an. In überaus klarer Form sucht er folgende Frage zu beantworten: Wie groß ist eigentlich der gesamte Wasservorrat unserer Erde, welche Reserven bleiben uns, wenn die atmosphärischen Niederschläge Monat für Monat ausbleiben oder wenigstens so unbedeutend sind, daß sie zum größten Teil sofort wieder verdunsten und der Erde nicht zugute kommen.

Den anscheinend wichtigsten und unbestreitbar größten Teil dieses Vorrats bilden die Gewässer des Ozeans, der fast zu drei Vierteln unsere Erdoberfläche bedeckt und durch Laufende von größeren und kleineren Flüssen bis tief ins Innere der Kontinente vorgreift. Das Volumen dieses Ozeans hat man auf rund 1380 Millionen Kubikkilometer geschätzt, eine ganz ungeheure Zahl, wenn man bedenkt, daß in einem einzigen hohlen Kubikkilometer, das heißt in einem Würfel von 1 Kilometer Länge, Breite und Höhe die sämtlichen Baulichkeiten aller Großstädte der Erde bequem Platz finden können. Von dieser ungeheuren Wassermenge verdunsten jährlich etwa 384 000 Kubikkilometer, das ist der 340. Teil. Es vergehen also durchschnittlich 340 Jahre, ehe ein im Ozean befindliches Wasserteilchen durchschnittlich verdunstet und den Kreislauf in der Atmosphäre mitmacht. Die Verdunstungen aus dem Ozean bilden die Hauptmasse — etwa $\frac{1}{10}$ — der Gesamtmenge der Niederschläge, die jährlich die Erde treffen; nur ein Sechstel, etwa 81 000 Kubikmeter, werden durch Verdunstung an der festen Erdoberfläche gedeckt. Nach den jüngsten Berechnungen des Professor Dr. Meinardus in Münster beträgt der gesamte Wassergehalt der Atmosphäre rund 12 300 Kubikkilometer, das ist etwa $\frac{1}{100}$ des gesamten jährlichen Niederschlags auf der Erde, so daß durchschnittlich der in der Atmosphäre aufgenommene, vom Land oder Meer verdunstete Wasserdampf nach 365:38 oder 9–10 Tagen zur Erde zurückkehrt. In Wirklichkeit verdichtet sich dieser Zeitraum sogar auf etwa 6 bis 7 Tage, da für die Niederschlagsbildung hauptsächlich nur die unteren Schichten der Atmosphäre in Frage kommen.

Diese rasche Zirkulation erleidet sofort bedeutende Störungen, wenn in der Abgabe von Wasserdampf über dem Festlande oder dem Ozean eine größere Änderung eintritt. In der Regel bringen die Winde mehr Wasserdampf vom Ozean nach dem Festlande als umgekehrt. Stodt dagegen die Zufuhr vom Meere — und diesen

Sommer war das in ausgebreitetem Maße der Fall —, so verringert sich der Wassergehalt der Atmosphäre über dem Festlande, verzögert sich die Kondensation zu Regen, und dadurch wird wieder der Wasserdampf in der Atmosphäre verringert. Woher bezieht nun die Atmosphäre über dem Festlande ihren Wassergehalt, wenn der Zuschuß vom Meere ausbleibt?

Das Areal der Wasserflächen auf dem Festlande d. h. der Seen, Teiche und Flüsse macht etwa nur 2 Proz. des Gesamtareals der Landfläche aus; das Volumen dieser Wasserbehälter wird auf etwa eine halbe Million Kubikmeter geschätzt, eine Masse, die im Vergleich mit dem Volumen der Ozeane gar nicht in Betracht kommt. Die Hauptverdunstung auf dem Kontinent, die jedenfalls etwa halb so intensiv vor sich geht wie die auf dem Ozean, geschieht also hauptsächlich vom festen Boden aus. Wo liegt nur ihre Quelle?

Diese Quelle ist das Grund- oder Sickerwasser, die umfassende Spurbäche der Natur. Eben dieses Wasser — und nicht tiefer unten auftretende Quellen- oder Grubenwasser — tritt in den großen Kreislauf des Wassers auf der Erdoberfläche ein und verhilft die schlimmen Folgen, die sonst in vielen Gegenden beim Ausbleiben von Niederschlägen unfehlbar eintreten würden. Erst in allerletzter Zeit haben sich die wissenschaftlichen und staatlichen Institutionen der systematischen Erforschung des Wasservorrats der obersten Bodenschichten zugewandt. Das wenige, was diese Untersuchungen bisher zutage gefördert, deutet darauf hin, daß gerade diese Wasservorräte die wichtigste Rolle in der Naturökonomie spielen. Nach den Angaben der bekannten Geologen Vehren, Wagnerschaffe und Behrslag soll das Gebiet unterhalb der Stadt Berlin in einer Größe von 4500 Quadratkilometer rund 6 Kubikmeter in Form von Grund- oder Bodenwasser enthalten, was etwa der doppelten jährlichen Niederschlagsmenge entspricht. Prof. Ramann nimmt die Grundwasserhöhe im Münchener Gebiet auf etwa das Dreifache der jährlichen Niederschlagsmenge im dortigen Gebiet an. Lassen diese und ähnliche Zahlen vorläufig auch keine Rückschlüsse auf größere Teile der Erdoberfläche zu, so zeigen sie trotzdem ganz deutlich, daß es vornehmlich die Vorräte an Grundwasser sind, die unsere Pflanzen- und Tierwelt zur Zeit auch kürzerer Regenlosigkeit am Leben erhalten.

Kleines feuilleton.

Literarisches.

Wahm von Arnims Werke gibt Reinhold Steig im Auftrage und mit Unterstützung der Familie des Dichters im Insel-Verlage zu Leipzig in einer dreibändigen Auswahl heraus, die sich als Volksausgabe zeitgemäß, erzieherisch einführen will. Der ausnehmend niedrige Preis von 3 M. für die solide Ausstattung und den reichen Inhalt, der von der vor mehr als einem halben Jahrhundert erschienenen ersten Gesamtausgabe in 22 Bänden beinahe die Hälfte bietet, rechtfertigt allein diese Bezeichnung nicht. Der Begriff, den sich Arnim und sein im gleichen Ideenkreis allzu eng befangener Herausgeber vom Volke gebildet haben, entspricht keineswegs dem, was wir heute darunter verstehen, ja nicht einmal, was zu Arnims Zeiten den erfolgreich Strebenden dafür galt. Die romantische Schule deutscher Dichtung, an der nun schon seit einer Reihe von Jahren die Literaturwissenschaft aus sachlichen Motiven emsige und umfassende Wiederbelebungsbemühungen anstellt, war deswegen bei ihren eigenen Nachfahren so in Mißkredit gekommen, weil ihre praktischen Wirkungen ganz und gar in das Fahrwasser der politischen Reaktion, des preussischen Junkertums, der österreichischen Metternichwirtschaft, geraten waren. Das hatte keineswegs so ausschließlich in ihren ersten Absichten gelegen.

Die Romantik ist ursprünglich von einer Universalität der Bestrebungen nach Form und Inhalt gewesen, wie kaum eine andere Richtung des deutschen Geisteslebens. Geboren war sie aus einem verflümmerten Bürgertum, das, von jeder Mitwirkung an der praktischen Macht mit Gewalt ausgeschlossen, seinen Schöpferdrang in überirdischen Sphären, in sagebergselben, vergangenen Zeiten stillen mußte. Als nun die Gegner der französischen Revolution vor dieser ohnmächtig zusammenbrachen, wurde die weltverlorene Dichterschule in ihrer gefühlvollen Empfänglichkeit für den ihr vorgepiegelten vaterländischen Gedanken den staatlichen und kirchlichen Dummelknechten ein leichter Raub.

An diesen verhängnisvollen Wirkungen hat auch Arnim, von Abstammung wärlicher Junker, von Gefühl mittelalterlicher Feudalität, seinen erheblichen Anteil gehabt. An der Reinheit seiner Gesinnung und seines ganzen Strebens ist kein Zweifel. Aber er ermangelte der schöpferischen Persönlichkeit, die sich über die ihr mitgegebenen Bedingungen führend erheben kann. Als Staatsbürger blieb er in diesen fortschritthelfenden Zeiten völlig bei seiner überlebten Klasse, als Poet schloß er sich der Schule seiner Generation an, und man muß sagen, daß er, trotz einem allzeit vollen Herzen, in beiden Eigenschaften eigentlich nur zu dilettieren vermochte. Einmal aber hat der feiner wie vollends unjener Zeit Fremde auch den Weg zum Volke gefunden: das war, als er im Wunde mit Brentano die alten deutschen Lieder als „Des Knaben Wunderhorn“ sammelte und neu formte. Das ist eine Tat, die wie die Schlegelsche Shakespeareübersetzung mit gleichem Wert neben

die eigenen der Werke der Massiler gesetzt werden darf. Sie lernt man in der vorliegenden Auswahl nur stückweise kennen. G.

Astronomisches.

Muß die Sonne einmal erlöschen? Diese Frage muß nach den Regeln des Verstandes bejaht werden. Ein Körper, der ständig Energie abgibt, ohne von außen her einen Ersatz dafür zu erhalten, muß dauernd an Kraft verlieren und somit schließlich gänzlich absterben. Freilich kann man einwenden, daß die Menschheit sich um diesen endgültigen Sonnenuntergang schwerlich zu bekümmern braucht, weil man annehmen darf, daß die Sonne immer noch etwas länger vorhalten wird als die Erde, wenigstens so weit der bewohnbare Zustand des Planeten in Frage kommt. Außerdem läßt es sich nicht als durchaus sicher bezeichnen, daß die Sonne nicht eine Erneuerung ihrer Energie von außen her erfahren könnte, etwa durch den Zusammenstoß und die Vereinigung mit einem anderen Weltkörper, wobei freilich das Planetensystem wahrscheinlich gänzlich in die Irre gehen würde. Nun hat aber Dr. Salet noch die Möglichkeit ins Auge gefaßt, daß die Sonne gerade durch Begegnung mit einem anderen Stern selbst zugrunde gehen könnte, so daß sie aus einer solchen Katastrophe nicht die Erneuerung ihrer eigenen Kraft, sondern deren Vernichtung davontragen würde. Dr. Salet meint also, die Sonne habe wenigstens ebensoviel Aussicht, durch einen Unfall als an Altersschwäche zu sterben.

Der berühmte Mathematiker Poincaré hat in geistvoller Weise die Fixsterne, die bekanntlich ihren Namen zu Unrecht tragen und vielmehr mit ungeheuren Geschwindigkeiten den Weltraum durchziehen — die Sonne beispielsweise mit einer solchen von mehr als 20 Kilometer in der Sekunde — mit den Molekülen eines Gases verglichen, die sich gleichfalls selbständig wie elastische Kugeln in dem ihnen verfügbaren Raum bewegen und durch ihre dauernden Zusammenstöße die Erscheinung hervorrufen, die man als Gasdruck bezeichnet. Danach hat Poincaré berechnet, daß der mittlere Weg, den die Fixsterne zurücklegen, eine Quinquillion umfaßt, und daß die mittlere Dauer bis zum Augenblick eines Zusammenstoßes $1\frac{1}{2}$ Trillionen Jahre währen würde. Danach braucht sich das Menschengeschlecht um das Eintreten eines verhängnisvollen Zusammenstoßes der Sonne mit einem anderen Weltkörper nicht zu sorgen. Mit dem Wärmeverlust der Sonne hat sich Helmholtz eingehend beschäftigt. Er stellte die Hypothese auf, daß die strahlende Energie der Sonne sich dadurch selbst erhielt, daß ihre oberflächlichen Massen fortgesetzt gegen den Kern des ganzen Balls hin fallen. Die Erhaltung der Sonnenwärme würde also durch eine allmähliche Verminderung der Sonnengröße erkauft werden. Helmholtz berechnete, daß die Sonne auf diese Weise ein Alter von dreißig Millionen Jahren erreichen könnte. Das ist nun im Vergleich zu den ungeheuren Zeiträumen, die Poincaré angegeben hat, nur ein verschwindender Zeitraum, und daraus müßte man schließen, daß die Sonne viel eher erlöschen als durch einen Zusammenstoß zugrunde gehen wird. Dr. Salet hat nun aber in einem Vortrage vor der französischen astronomischen Gesellschaft an dieser Berechnung von Helmholtz Kritik geübt, und zwar mit Hinweis auf die Lehren der Geologie. Wenn auch seine Angabe, daß nach dieser die Bildung der Erde von den ersten Anfängen bis zur Gegenwart zwischen 100 und 1000 Millionen Jahren in Anspruch genommen habe, etwas zu hoch gegriffen ist, so darf man ihm doch darin recht geben, daß die Wahrscheinlichkeit für eine Dauer der Erdgeschichte spricht, die größer als 30 Millionen Jahre wäre. Da die Sonne aber zweifellos die Erde um ein Vielfaches überdauern wird, so dürfte Helmholtz in diesem Punkte kaum recht behalten.

Trugsonnen. Die Beobachtung eines großartigen Himmelschauspiels wird von zwei verschiedenen Plätzen in Afrika an die Londoner „Nature“ gemeldet. Beide Male handelt es sich um das Auftreten sogenannter Trugsonnen in Verbindung mit prachtvollen und zum Teil farbigen Höfen. Der eine Beobachtungsort war die kleine Elobehinsel im Golf von Guinea, fast unter dem Äquator gelegen. Die Erscheinung wurde hier von ungewöhnlich heftigen Regenfällen gefolgt. Der Himmel war schon während des Aufstretens des mächtigen, regenbogenfarbigen, die Sonne kreisförmig umgebenden Hofes mit kleinen schnellziehenden Wolken bedeckt, so daß diese Erscheinung mehr in einem eigentlichen Regenbogen bestanden haben muß, der sich aber nicht wie gewöhnlich an dem der Sonne entgegengesetzten Himmelsteil, sondern im Kreis um das Tagesgewinn zeigte. Sechs Tage später wurde ein nach der Schilderung noch weit schöneres Schauspiel ähnlicher Art in Kenia in Britisch-Ostafrika bemerkt. Hier war die Sonne, die ziemlich hoch am Himmel stand, von zwei konzentrischen Ringen umgeben, die fäuliche Regenbogenfarben in größter Schärfe aufwies. Außerdem ging ein dritter farbiger Ring durch die Sonne und berührte die Peripherie des äußeren Kreises. Wo die Ringe einander schnitten, waren Trugsonnen sichtbar. Eine Anordnung wie die beschriebene wird als außerordentlich selten bezeichnet. Gewöhnlich erscheinen Nebensonnen in den konzentrischen Ringen gerade zur Seite, über oder unter dem Gestirn. Erklärt wird die Erscheinung durch Spiegelung der Sonnenstrahlen auf den Kristallflächen feiner Eiskristalle, wie sie die Wolken in höheren Schichten häufig zusammenziehen.